

DAS Interview

Who to look out for: Im Gespräch mit...

Yewande Omotoso ist in der afrikanischen Autorenszene keine Unbekannte. Mit ihrem hochgelobten Debutroman *Bom Boy* landete sie einen internationalen Erfolg. Geboren auf Barbados und aufgewachsen in Nigeria, lebt sie jetzt in Johannesburg und arbeitet neben ihrer Schriftstellerkarriere als Architektin. Im DAS Interview spricht sie über Leben, Schreiben und Politik in Kapstadt, internationale Auszeichnungen sowie ihren neuen Roman *The Woman Next Door*, der im Oktober auch auf deutsch erscheint.

Wir sind hier beim Africa Writes Festival in London. Sind Ihrer Meinung nach Veranstaltungen wie diese eine gute Plattform für junge AutorInnen sich und ihre Arbeit zu präsentieren oder handelt es sich hierbei eher um ein Treffen eines inneren Kreises, bei dem sich eh alle kennen und eh alle Bücher bereits bekannt sind?

Ich nehme in diesem Jahr zum ersten Mal bei *Africa Writes* teil, obwohl ich schon über Jahre oft davon gehört habe. Meiner Ansicht nach ist es ein wirklich spezieller Ort, weil hier nicht nur eine Bühne für Autoren und Autorinnen allen Alters geboten wird, sondern auch die Möglichkeit besteht, neue Stimmen zu entdecken. Es ist ein sehr warmherziger Treffpunkt von Schreibenden und Liebhaber der Literatur des Kontinents – solche Orte kann es nie genug geben.

Sind Initiativen wie Africa Writes oder der britische Caine Prize for African Writing hilfreich, afrikanische Literatur zu einer globalen Kenntnisnahme zu verhelfen? Speziell der Caine Prize hat ja in der Vergangenheit Kritik erfahren. Vor allem, weil er ein weißer, europäischer Preis ist und die Frage besteht, ob nicht AfrikanerInnen selbst beurteilen sollten, was gute afrikanische Literatur ist.

Jeder internationale Buchpreis ist

grundsätzlich für jedes Buch von jedem Ort der Welt hilfreich, den Autor oder die Autorin und deren Arbeit bekannt zu machen. Preise sind aber per se nicht unpolitisch, sondern sehr komplex. Ich würde mich von daher der Kritik am *Caine Prize* nicht anschließen. Der Preis wurde von irgendjemandem irgendwann ins Leben gerufen und erfüllt seine Funktion. Ich



© Victor Dlamini

glaube nicht, dass Preise altruistische Gebilde sind. Eine Jury entscheidet jedes Jahr über die beste Story und ich kann damit einverstanden sein oder nicht, und zwar genau weil eben Subjektivität eine Rolle spielt. Das ist Teil einer jeden Auszeichnung. Ich lasse mir aber auch nicht von Preisen vorgeben, was ich gut zu finden habe. Binyawanga Wainaina hat vielleicht Recht, wenn er sagt, dass der *Caine Prize* von manchen als Ein und Alles wahrgenommen wird. Und verständlicher Weise ist die Tatsache, dass er mit einer gewissen Historie, großen Namen, viel Aufmerksamkeit, Prestige und Geld daherkommt, sehr verführerisch. Ob ich der Meinung bin wir sollten hier widerstehen? Ja. Ob ich eine Idee habe, wie wir widerstehen könnten? Nein.

Im Vergleich sind lokale Auszeichnungen

gen wie zum Beispiel der Nigerianische Literatur Preis (die letzten elf Finalisten 2016 wurden soeben bekannt gegeben) mit einem Preisgeld von sage und schreibe 100.000 Euro in Sachen Popularität und Aufmerksamkeit weit entfernt. Warum?

Der Vergleich zwischen dem britischen *Caine Prize* und dem Nigerianischen Literatur Preis stellt für mich eher die Frage in den Raum, warum wir manche Dinge wertschätzen und manche nicht. Generell bin ich jedem Preis gegenüber skeptisch und – genau wie Groucho Marx – vor allem gegenüber solchen, die ich selbst gewinne. Wir brauchen dennoch mehr Preise für Literatur. Und wenn der *Caine Prize* seinen gottesähnlichen Status irgendwann verlöre, wäre das begrüßenswert. Das hat weniger mit dem Preis selbst zu tun, als eben mit der Frage, wie wir Literatur konsumieren, wie wir Informationen gewinnen. Ich finde es nicht problematisch, wenn der Nigerianische Literatur Preis nicht zu

„Preise sind per se nicht unpolitisch, sondern sehr komplex. Ich würde mich von daher der Kritik am Caine Prize nicht anschließen.“

googeln ist, es gibt viele Dinge, die Google oder die sozialen Netzwerke nicht wissen. Natürlich wäre es großartig, wenn

die Berichterstattung größer oder objektiver ausfallen würde, auch um die Bücher zu vermarkten, aber so wie ich die aktuelle Situation vor Ort verstehe, sind es die Autoren und Au-

torinnen und die Verlage, die über den Preis Bescheid wissen müssen, und das tun sie. Und Nigerianer im Land genauso wie in der Diaspora wissen von dem Preis. Es ist ein nigerianischer Preis für Nigeria. Es gibt überall Preise für bestimmte Nationalitäten und es ist angemessen, dass diese Nationalitäten darüber Bescheid wissen.

In Ihrem preisgekrönten Debutroman Bom Boy kämpft die Hauptfigur Leke mit Entfremdung und Vereinsamung. Was hat Sie dazu inspiriert diese traurigen Themen aufzugreifen?

Ich glaube die Inspiration begann mit der Idee über jemanden zu schreiben, der sich am Rande der Gesellschaft bewegt. Als ich das Buch schrieb war ich selbst in meinen Mittzwanzigern und wohnte bereits seit etwa 15 Jahren in Südafrika. Ich wusste damals aus eigener Erfahrung, was es bedeutet, nicht unbedingt dazu zu gehören, sodass mich Themen wie Entfremdung und Zugehörigkeit besonders anzogen und faszinierten. Diese Verbindung zu meiner eigenen Geschichte fiel mir aber erst im Nachhinein auf; am Anfang interessierte mich nur das Thema des Außenseiters.

Warum ich mich für eine männliche Figur entschieden habe? Ehrlich gesagt tauchte Leke einfach so auf. Als ich anfang die Geschichte in meinem Kopf zu denken stellte ich mir die Hauptfigur immer als einen Jugendlichen vor, der langsam zu einem jungen Mann heranwächst.

The Woman Next Door ist im Gegensatz zu Bom Boy eher ein humorvoller Roman. Wollten Sie nach der tragischen Geschichte um Leke bewusst einen Kontrapunkt setzen?

Das war nicht unbedingt meine Intention. Leke ist nicht gerade eine wortreiche Person und ich glaube deshalb entschied ich mich in meinem zweiten Roman für zwei gesprächige ältere Damen. Für mich war das eine gute Abwechslung.

Eines haben Ihre beiden Bücher jedoch gemein: Beide Geschichten spielen in der gleichen Großstadt. Was macht Kapstadt zu einem interessanten Ort für Romane?

Zunächst einmal kenne ich Kapstadt am besten. Das heißt natürlich nicht, dass ich nicht auch eine Geschichte in

„Im Grunde hat sich Kapstadt seit 20 Jahren Demokratie nicht verändert, es hat die Rassentrennung mit all ihren Mustern und Regeln irgendwie bewahrt.“

Berlin hätte spielen lassen können. Aber dafür müsste ich viel mehr recherchieren und es dauert bis mir unbekannte Orte authentisch erscheinen. Kapstadt war also für mich bisher immer die erste Wahl.

Außerdem ist die Stadt ein fruchtbarer Grund und Boden für die Art von Geschichten, die ich mag. Dinge existieren hier einfach nebeneinander, miteinander... Kapstadts Historie, die niemals wirklich aufgearbeitet wurde und von der niemand spricht, fasziniert mich ebenso wie die komplexe demographische Ordnung der Stadt. Im Grunde hat sich Kapstadt seit 20 Jahren Demokratie nicht verändert, es hat die Rassentrennung mit all ihren Mustern und Regeln irgendwie bewahrt. Obwohl das Apartheidsystem vorüber ist, existieren diese Mauern und Grenzen weiter. Viele schenken dem Mythos Glauben, dass die jüngere Generation etwas ändern wird, aber ich frage mich dann immer: Wer erzieht denn die nächste Generation? Wo und wer sind die Lehrer und Lehrerinnen? Ich persönlich habe große Hoffnungen in die

Jugend, aber ich glaube denjenigen nicht, die behaupten, ihre Kinder seien „non-racial“. Viele Schwarze verlassen Kapstadt, denn die Dynamiken des Fremdseins, die auch ich kenne, sind allgegenwärtig. Die Stadt mag sich zwar in ihrer äußeren Form etwas verändert, aber der Kern ist immer noch intakt. Das sehe ich, wenn ich beispielsweise mal wieder die einzige Schwarze bei einem Abendessen bin.

Sprechen wir über Architektur. Sie sind studierte Architektin. Wie schaffen Sie es diesen Beruf mit dem Schreiben zu kombinieren? Brauchen Sie ein kreatives Gleichgewicht oder arbeiten Sie aus finanzieller Notwendigkeit heraus?

Ich habe nach meinem ersten Abschluss zunächst knapp sechs Jahre als Architektin gearbeitet. Ich liebe diesen Beruf und wir hatten von Anfang an eine Abmachung in unserem Büro, die es uns ermöglichte, nebenbei an eigenen Projekten zu arbeiten.

Bom Boy habe ich im Rahmen meiner Masterarbeit geschrieben. Ich arbeitete halbtags als Architektin und die andere Hälfte des Tages schrieb ich. Das ist möglich, vor allem für Menschen ohne Kinder. Für *The Woman Next Door* habe ich mir dann aber eine Art Sabbatjahr genommen. Den Großteil habe ich in eineinhalb Jahren geschrieben und zwischendurch nur kurze Architekturarbeiten angenommen. Das ist aber eher unüblich und auch mit Risiken verbunden. Glücklicherweise hatte ich aber bisher nie eine Deadline. Niemand – außer der Leserschaft natürlich – hat auf meine Bücher gewartet, sodass ich gerne mein Geld, meine Energie und meine Lust auf das Schreiben angewendet habe. Das verschafft mir große Freiheit.

Warum haben Sie sich letztendlich für Südafrika entschieden? Werden Sie von den Südafrikanern und Südafrikanerinnen akzeptiert? Wie gehen Sie mit den Stereotypen gegenüber Nigerianern um?

„Viele Schwarze verlassen Kapstadt, denn die Dynamiken des Fremdseins, die auch ich kenne, sind allgegenwärtig.“

Vorurteile sind immer problematisch, aber noch problematischer sind die Leute, die sie denken und aussprechen. Es gab mal eine Zeit, in der ich mich in Südafrika nicht gern als Nigerianerin vorstellte, weil es diese Vorurteile und Witze über uns gab. Diese Stereotype existieren natürlich immer noch, aber ich schenke ihnen einfach keine Beachtung mehr. Mein Akzent und meine Lebensweise mag manchen Südafrikaner fremd erscheinen, aber ich liebe

dieses Land, in dem viele warmherzige Menschen leben, die teilweise meine FreundInnen sind und das für mich und meine Familie ein Zuhause geworden ist.

An dieser Stelle noch einmal herzlichen Glückwunsch zu Ihrem neuen Roman, den Sie hier auf dem Africa Writes Festival in London vorgestellt haben. Sie erwähnten vorhin ein neues Projekt. Dürfen wir wissen, wovon Ihr nächster Roman handeln wird?

Natürlich. Nach den letzten editorischen Schliffen an *The Woman Next Door* im letzten Jahr, habe ich eine neue Geschichte angefangen. Ohne zu viel verraten zu wollen: Es ist eine Geschichte über eine zerbrochene Familie. Ein geschiedenes Elternpaar begibt sich auf die gemeinsame Suche nach ihrer verschwundenen erwachsenen Tochter, die beiden eine Unbekannte ist. Es wird ein Buch über Muttersein, Liebe und Kunst, denn die Hauptfigur – so viel darf ich wohl verraten – ist eine Künstlerin.

Die 5 Fragen zum Schluss... an Yewande

1. Afrika im Jahr 2050. Ihre Zukunftsvision?

Keine Grenzen. Ein starke Afrikanische Union. Eine eigene Währung in Verhandlung. Führungskräfte, die für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden. Milliarden gestohlener Dollar wurden an absolut zuverlässige Verwaltungsorgane in den Ländern zurückgeführt. Aktive Bücher- und Kunstzentren, die den Gemeinden als Hubs zur Verfügung stehen. Genügend Bibliotheken, so dass wirklich jedes Kind Zugang zu Büchern hat. 100%ige Alphabetisierung. Alle Kinder im schulfähigen Alter sind in der Schule. Die Hälfte des Kontinents wird von Feministinnen regiert, die dem Patriarchat den Kampf ansagen. Kinder- und Müttersterblichkeit ist fast ausgerottet.

2. Welches Buch lesen Sie gerade?

„Woman At Point Zero“ von Nawal El Sadaawi.

3. Ihr schönster Platz auf Erden?

Meine Couch und die zwei Quadratmeter meines Balkons.

4. Ihre persönliche Heldin? Ihr persönlicher Held?

Habe ich nicht, aber es gibt zig Menschen – einige davon kenne ich, einige werde ich niemals treffen – berühmte und unbekannte, die mich inspiriert haben und von denen ich laufend Energie und Weisheit ziehe.

5. Was nervt Sie? Wann flippen Sie aus?

Rücksichtslosigkeit, Unfreundlichkeit und Überheblichkeit. Außerdem flippe ich aus, wenn ich nicht fähig bin zu schreiben oder zu lesen, aber auch getrennt bin von den Menschen, die mir nahe sind.